

Afrikas Dynamik und Europas Politik, und wo bleibt die deutsche Afrikawissenschaft? Jean-François Bayart im Gespräch mit Odile Jolys und Armin Osmanovic

Bayart, Jean-François

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GIGA German Institute of Global and Area Studies

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bayart, J.-F. (2003). Afrikas Dynamik und Europas Politik, und wo bleibt die deutsche Afrikawissenschaft? Jean-François Bayart im Gespräch mit Odile Jolys und Armin Osmanovic. *Afrika Spectrum*, 38(3), 409-413. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-107947>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Debattenbeitrag / Debate

Jean-François Bayart im Gespräch mit Odile Jolys und Armin Osmanovic ¹

Afrikas Dynamik und Europas Politik, und wo bleibt die deutsche Afrikawissenschaft?

In einem Beitrag für *Le Monde* (18.12.2003) und einem Artikel, der in der entwicklungspolitischen Zeitschrift *der überblick* Nr. 1/2004 erscheinen wird, kritisiert der französische Politologe Jean-François Bayart die Afrika-Politik der europäischen Staaten und der Europäischen Union (EU) und schlägt wichtige Änderungen vor. In diesem Gespräch präzisiert er die Notwendigkeit für eine erneuerte europäische Afrikapolitik und was er dabei von den deutschen Afrikanisten erwartet.

Wieso fordern Sie die europäischen Staaten auf, ihre Afrikapolitik zu vergemeinschaften? Und wie sollte diese gemeinsame Afrikapolitik gestaltet sein?

(...) Die europäische Ebene ist unentbehrlich. Und zwar erstens, und das sage ich als Franzose, um Frankreich zu helfen, sich von seinen alten Dämonen in Afrika zu befreien. Dabei sollte man aber vermeiden, das Wasser mit dem Kinde auszuschütten, denn Frankreich verfügt über ein wichtiges Wissen in Sachen Afrika und über viele gewachsene Verbindungen. Dennoch, um im Bild zu bleiben, sollte das Wasser ausgetauscht werden, d.h. Europa bzw. die europäischen Partner müssen sich mehr in der Afrikapolitik engagieren. Europa wird auch gebraucht, weil die heutigen Problemen Afrikas so gravierend sind, dass kein europäisches Land, also auch nicht Frankreich, die Probleme alleine lösen kann. Darüber hinaus sind wir alle oder werden wir alle von den Problemen Afrikas betroffen sein. Deswegen müssen wir unsere Mittel bündeln. Schließlich bin ich ein

¹ Auszug aus einem Gespräch mit Prof. J. F. Bayart (Directeur de recherche au CNRS et Professeur à l'Institut d'études politique de Paris), das am 5.1.04 in Paris im Centre d'Etudes et de Recherches Internationales (CERI www.ceri-sciences-po.org) stattfand. Armin Osmaovic ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Afrika-Kunde, Hamburg. Odile Jolys ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Redaktion der Zeitschrift « Der Überblick », Hamburg.

überzeugter Europäer und denke, dass es in unserem Interesse liegt, unsere französische Außenpolitik zu koordinieren und zu europäisieren. Afrika ist in gewisser Weise ein Experimentierfeld. Dies alles bedeutet aber keineswegs, damit ich nicht missverstanden werde, dass wir eine gemeinsame Afrikapolitik so gestalten sollten, wie wir dies in der Agrarpolitik gemacht haben. Der von Ihnen gebrauchte Ausdruck „Vergemeinschaftung“ ist daher nicht adäquat. Vielmehr muss unsere Afrikapolitik davon geleitet sein, eine Art schöpferische Spannungen herzustellen, zwischen den historischen Vorteilen (oder Nachteilen), die einzelne Länder aufweisen, und der Notwendigkeit gemeinsam vorwärts zu gehen.

Welchen Leitlinien sollte Ihrer Meinung nach eine neue europäische Afrikapolitik folgen?

(...) Eine neue Afrikapolitik Europas muss von folgender Prämisse ausgehen: die afrikanischen Gesellschaften sind überaus dynamisch. Ihre Tatkraft ist ungebrochen. Wir sollten zumindest was den Wiederaufbau und die Entwicklung anbetrifft, in die Kraft und Dynamik dieser Gesellschaften vertrauen. Sie sehen, dass ich mich hier endgültig von dem Begriff der Entwicklungshilfe und ihrem aktuellen Zerberus, der Konditionalität, verabschiede. Es gibt andere Wege sich mit Afrika solidarisch zu zeigen. In Sachen Wiederaufbau und Entwicklung sollten wir lieber Demut beweisen. Denken wir bloß, was wir in Bosnien versucht haben. Das Ergebnis ist keineswegs großartig. Wir haben weder den richtigen Riecher noch das richtige Know-how um konkret hilfreich zu sein. Nicht als Geldgeber und auch nicht als Verfasser von Programmen. Diese Betrachtung der staatlichen Politik, insbesondere was die Entwicklungszusammenarbeit betrifft, ist politisch veraltet. Wenn Sie die afrikanischen Gesellschaften solange kennen würden, wie ich sie kenne, würden Sie bemerken, dass je mehr man sie kennt, desto weniger man in der Lage ist, sie zu verstehen. Ihre Komplexität ist ungeheuer. Wir sollten unsere Ignoranz zugeben. Deshalb rufe ich zu mehr Bescheidenheit auf. Was aber nicht bedeutet, dass wir nichts machen und uns von Afrika entsolidarisieren sollten. Wir müssen auf die lokalen, sozialen Kräfte setzen, und dabei sollten wir die Veränderungen begleiten und nicht konzeptualisieren. Für die Entwicklung sollten wir uns auf die Afrikaner verlassen. In der Frage der Investitionen zum Beispiel, ist der Ball auf der Seite der Afrikaner, denn an dem Tag, wo sie bereit sein werden akzeptable Bedingungen für Investoren zu schaffen, werden diese auch kommen. Ehrlich gesagt, sehe ich nicht, was der Westen, die Europäer in dieser Sache machen könnten. Lösen muss man sich von dem Glauben, dass die Afrikaner dumm sind, und dass das Licht nur von Außen kommen kann – dies haben wir seit einem Jahrhundert ohne Erfolg geglaubt. Die Afrikaner widersetzen sich jedoch aller Pädagogik: die Missionare haben versucht der Polygamie ein Ende zu setzen, mit welchem Erfolg? Konkret passierte nichts! Wir verharren in einer missionarischen Haltung, wir predigen einen immer angeblich neuen Katechismus, der heute die Heilige Botschaft der Zivilgesellschaft und Good

Governance verbreitet. Das ist eine sehr schöne missionarische Unternehmung. Aber wie gegenüber allen zivilisatorischen Missionen, bin ich skeptisch. Veränderungen können nicht von Außen durchgesetzt werden. Die Afrikaner sind intelligent genug, um genau zu wissen, was gemacht werden muss, um Investoren ins Land zu bringen. Wenn sie das nicht machen, dann haben sie ihre Gründe.

Sie sprechen sich gegen Entwicklungshilfe und den zugegebenermaßen modischen Diskurs um Good Governance und Konditionalität aus und halten ein Plädoyer für die Dynamik der afrikanischen Gesellschaften, wo sehen sie dann die Aufgabe für eine neue Politik gegenüber Afrika?

(...) Gestatten Sie mir ein Beispiel: Das Problem ist, dass wir mit Afrika nicht wie mit Zentral- und Mitteleuropa verfahren. Mit der Erweiterung der EU haben wir den Ländern im Osten einen aussichtsreichen Weg angeboten. In Afrika, wo wir wirtschaftliche Revolution durchsetzen wollen, bieten wir nichts an. Gegenüber den Beitrittsstaaten machen wir keine Konditionalitätspolitik. Ich bin gegen eine solche Politik, denn wir müssen endlich die Souveränität der afrikanischen Staaten ernst nehmen. Seit 20 Jahren, mit der Einführung der Strukturanpassungsprogramme, ist dies missachtet worden. Ich plädiere dafür, endlich das Konzept der Entwicklung fallen zu lassen und stattdessen Politik gegenüber Afrika zu machen. Dabei müssen wir uns fragen: Welches Afrika entspricht unseren Interessen? Hierbei verstehe ich Interesse in einem erweiterten auch philosophischen Sinn. Nur ein Beispiel hierzu: wollen wir uns für Mugabe oder ATT (Staatspräsident Amadou Toumani Touré) in Mali stark machen? Noch einmal, wenn wir eine Politik in Afrika finanziell unterstützen wollen, sollen wir es machen. Aber dabei sollten wir nicht falsch herum denken. Der Unterschied zwischen Entwicklungspolitik und Außenpolitik ist, dass die letztgenannte annimmt, dass der Partner souverän ist. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich will damit natürlich nicht sagen, dass die Afrikaner alles machen können, was sie wollen. Ich sage nicht, dass sie sich gegenseitig abschlichten können, und dass dies ihre Kultur sei. Ich bin vehement gegen den Kultur-Relativismus. Ich glaube aber, dass die Veränderungen in Afrika aus Revolutionen hervorgehen werden, denn wie sollen wirtschaftlichen Revolutionen ohne politische Revolutionen stattfinden, dabei müssen die Revolutionen sicherlich nicht immer blutig sein. Angesichts dessen sollten wir uns aber nicht vor dem Chaos fürchten und deshalb, nur aus Gründen der Stabilität autoritäre Regime unterstützen. Und eine solche neue Politik gegenüber Afrika muss endlich vor allem eins unternehmen: eine humanere Immigrationspolitik. Diese wird bislang durch eine doppelte Amnesie verhindert. Erstens, eine Amnesie was unsere gemeinsame atlantische Geschichte betrifft. Wir haben vergessen, wie viel wir an kulturellen Innovationen Afrika verdanken. Die Jazz-Musik natürlich, aber auch die Reiskultur in Nordamerika ist ein Beitrag Afrikas. Zweitens, wir haben vergessen, was die Historiker Réverbération (die Rückwirkung) nennen; denn was die Metropolen in den Kolonien versucht haben, ist für das eigene Land nicht folgenlos geblieben. Innovationen, die dort

geblieben. Innovationen, die dort stattgefunden haben, haben später in den Metropolen ihren Niederschlag gefunden. Die europäische Modernität ist aus und in der Kolonialzeit entstanden. Die zweite Amnesie, die in Bezug auf die europäisch-afrikanische Vergangenheit ganze Teile unserer eigenen Geschichte unterdrückt, behindert uns in der kritischen Betrachtung unserer eigenen Modernität. Die Elf-Affäre ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür. Die Zeit ist für Europa gekommen, eine neue Ausländerpolitik zu beginnen, die den Arbeitsmarkt so liberalisiert und flexibilisiert, wie dies auf dem Kapitalmarkt Gang und gäbe ist. Wir sollten eine weniger malthusianische Politik führen und uns dabei bewusst werden, dass alle Afrikaner, die zu uns emigrieren nicht nur Kosten verursachen. Darüber hinaus kann ich die Argumentation nicht mehr hören, welche die Afrikaner zum Bleiben in ihren Länder auffordert. Sind denn nicht Hunderttausende Deutsche, Polen, Iren, Engländer nach Amerika ausgewandert? Wäre Europa heute dynamischer, wenn sie damals in Europa verhungert wären? Dass es besser für alle wäre, wenn jeder zu Hause bleiben würde, ist ein aus wirtschaftlicher Perspektive absurder Gedanke. Angesichts der Probleme in Afrika und angesichts unserer eigenen Geschichte ist ein solches Ansinnen nur unmenschlich.

Was erwarten Sie von den Afrikanisten in Deutschland?

(...) Es ist nicht meine Aufgabe über wissenschaftliche Gemeinschaften zu urteilen. Allgemeine würde ich sagen, dass es keine national reservierten Wissensgebiete gibt. So zitiere ich in meinem Buch einen deutschen Forscher, Denis M. Tull, der in Kivu eine bemerkenswerte Feldforschung durchführte. Die Sozialwissenschaften sind stark internationalisiert und die Zahl der Soldaten (Afrikaforscher) sagt nichts über die Qualität der Armee. Ich erlaube mir eine Bemerkung. Eine der Stärken der Forschung in Deutschland ist letzten Endes (?) wahrscheinlich auch eine Schwäche. Ihre Internationalisierung, ihre Anglophonie, ihre Einbeziehung in zahlreiche Debatten der angewandten Forschung ist markant. So gibt es zum Beispiel eine größere Synergie zwischen deutschen Institutionen (Staat), den internationalen Organisationen (Weltbank, Europäische Kommission) und der Forschung über Afrika. Was die Finanzierung angeht und was die internationale Sichtbarkeit der Forschung angeht, ist das eine Stärke. Da haben die Franzosen, etwas dazu zu lernen; aber unter einer Bedingung: wir sollten wissen, was unsere Aufgaben sind Forscher sind dazu da zu forschen. Ich will keinen Gegensatz schaffen zwischen angewandter Forschung und Grundlagenforschung. Ich selber berate das französische Außenministerium. Ich scheue mich nicht vor der angewandten Forschung, aber man darf dabei den Kompass nicht verlieren. Wir müssen Sozialwissenschaft betreiben. Es bestürzt mich zu beobachten, dass Europa, die EU, einseitig die angewandte Forschung unterstützt. Deswegen unterliegen wir einem Prozess der intellektuellen Entkapitalisierung. Dies macht mir große Sorgen. Der Nachteil der deutschen Forschung ist ihre transatlantische Ausrichtung, die durch die zahlreichen amerikanischen Stiftungen gefördert

wird. In Frankreich haben diese Leute (amerikanische Stiftungen d. Redaktion) seiner Zeit aufgrund von Marxismus und Gaullismus schnell das Weite gesucht. Dies ist zu bedauern, aber es hatte auch seine Vorteile, obwohl Armut nicht immer eine Tugend ist. In Deutschland, gibt es eine soziologische und historische Tradition, die hervorragend ist, jedoch leider zu wenig und unzureichend übersetzt wird. Um einmal Marx – auch wenn das kaum möglich ist – außer Acht zu lassen; ich nutze in meiner Forschung oft die Arbeiten von Max Weber. Es gibt darin viel Interessantes für die Forschung über das zeitgenössische Afrika zu entdecken. Was ich von Deutschland erwarte, sind weniger transatlantische, weniger angelsächsische Fragestellungen, denn die sehr angelsächsisch geprägte Thematik um den Bereich Zivilgesellschaft und Good Governance ist hinreichend behandelt worden. Alles was man Kluges darüber sagen konnte, ist gesagt worden. Jetzt sollten wir uns anderen Problemen/Fragestellungen widmen. Ich erwarte von meinen deutschen Kollegen und Kolleginnen, dass sie theoretische Erkenntnisse auf den Tisch legen. (...)